



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was die Steppe mir erzählt

Was die Steppe mir erzählt Von Schw. M. Engelberta

Ein wundervoller Morgen. Die Sonne leuchtete golden in die ost-afrikanische, vor kurzem noch so wilde Steppe hinein. Ein frischer Wind rauschte in den Bäumen. Ich saß in einem Ritscha, einem zweiräderigen Karren, von zwei Negerburschen gezogen. Zum Glück ist mein Leibesgewicht sehr gering, sonst brächte ich es nicht übers Herz, mich von den armen Negern, die es zwar sehr gerne tun und dafür bezahlt werden, ziehen zu lassen.

Wir fahren von der Pforte des trauten St.=Theresia-Klösterleins aus durch die Steppe der Stadt Nairobi zu auf die katholische Mission St. Peter Claver. Zuerst geht die Fahrt über weite Wiesenflächen, rechts und links von der Straße, und ich sehe große Herden Vieh auf denselben friedlich grasen.

„Ich bin allein auf weiter Flur“; doch das dauert nicht lange, denn die Straße ist schon sehr befahren, beritten und begangen. Aber das alles stört mich nicht; ich fühle mich so frei, so glücklich in Gottes herrlicher Natur und komme sofort ins Träumen und Dichten. Bin bereits am sammeln das Sonnengold der Poesie, womit ich mich selbst und andere erfreuen, beglücken möchte.

Es ist ein Glück, sein Glück zu kennen!“, sagt ein weiser Dichter, und er hat recht. — Freilich, die betrogene Welt, welche nur nach Erdengold, Geld und Gut, irdischen Freuden hascht, ruhelos hin und her rennt, wie auch hier in Nairobi, voll Eifersucht und Mißgunst, der versteht freilich solches Glück nicht. Wer mit ihr jagt, weiß ja gar nicht, daß er glücklich sein könnte, und sucht nach dem Glück, wie nach seinem Hut, den er doch auf dem Kopf hat.

Mir geht es Gott sei Dank anders. Für mich beginnt die Welt erst da, wo sie für die Welt aufhört. Hier in der weiten Natur verstehe ich erst die Menschen; das flüstert mir selbst die weite Steppe zu. Tausend Zungen reden mir von Gottes Schönheit und Vaterglüte. Der Geist fühlt sich verwandt dem mächtigen Hauch, der da oben in den Lüften rauscht. Die Seele möchte mit ihm ziehen, weit, weit weg in das ferne Land der Sehnsucht, zu dem, der den Sturm und Wind gesandt, der den Wald gebaut und diese einst so wilde endlose Steppe geschaffen hat.

Im Herzen leise singend, fahre ich auf der breiten Straße dahin, die mitten durch die Steppe führt; diese erzählt mir, was hier früher alles gewesen, wie hier der Löwe, der König der Wüste, der alleinige Herr gewesen war, wie Zebras, Giraffen, Antilopen und wilde Büffel, sowie Straußvögel und noch viele

andere Gattungen von Wild hier in der Steppe grasen und sich ihres freien Lebens freuen. Fast ist es wie leises Bedauern, wenn mir die Steppe zuraunt, daß sie eigentlich doch viel schöner als jetzt gewesen sei. Nur ein Volk war hier, die eingeborenen Negerstämme, und die wilden Tiere. Jetzt wandert ein buntes Gemisch von Menschen, weiß und gelb, rötlich, braun und schwarz durch diese Straßen und Wege und belebt die früher so totenstille, einsame Steppe. Vornehme Autos und schwerfällige Lastautos, Motor- und einfache Fahrräder, Ochsenkarren und Eselswagen, sogar hoch oben in den Lüften schnarrende Flugzeuge, beleben diese einstige Steppenstille. Rechts und links am Wege sind Telegraphenstangen, und diese haben ihr eigenes Lied; so flüstert mir die Steppe zu.

Es ist wie Gesang der Aeolsharfe, nicht so laut, nicht so gewaltig daherbrausend, wie die lärmenden Kraftfahrzeuge, welche die unwissende Steppeneinsamkeit im Anfange wohl für geheimnisvolle wilde Tiere gehalten hatten. Ganz schwermütig kam mir das Flüstern der faustgrünen Steppe vor; sie schien ganz in alte Erinnerungen aufzugehen aus längst verschwundenen Zeiten, wo noch kein Weißer, kein Indier hier anfällig war. Früher, ja früher, so begann sie wieder, da war nicht alles so kahl und leer und nichts wie grüne Weidengründe, da gab es auch noch Baumgruppen, sogar Wälder dort an der Hügelkette. Da lebte in den Bäumen eine herrliche Vogelwelt. Ja, der Wald sang Höhenmusik, brausende Choräle, wenn der Wind in seine Baumwipfel fuhr.

Hier auf der Landstraße gibt es nur Alltagsklänge, schrille Dissonanzen, das Pfeifen und Jodeln der Fuhrknechte und das Ochsenbrüllen und nie mehr sieht die arme Steppe den Strauß oder andere Vögel und Tiere und lustig springende Antilopen grasen. Diese Freunde der Steppe müssen sich verborgen in die abgelegenen Einsamkeiten, den Sümpfen entlang, wo die Menschen sich nicht ihre Hütten bauen. Nur des Nachts, so spricht und erzählt sie mir weiter, ja des Nachts, da wird es wieder lebendig und schleichen besonders die Hyänen herum und wagen sich sogar bis an die Häuser der Menschen heran. Ja des Nachts, da weiß ich noch, daß ich die wilde afrikanische Steppe bin; — ich glaube, sie ist noch stolz darauf, es wenigstens in der Nacht zu sein. Wir aber, die wir in der Steppe wohnen, schließen uns gar fest ein vor dem etwaigen Besuch eines Löwen, Leoparden oder solch einer häßlichen Hyäne. Letztere aber kommen fast jede Nacht bis dicht an unser Verandagitter, wo der treue Haushund wacht, sich aber zitternd vor ihnen verbirgt.

Jetzt geht's aber doch bald schon zu laut zu, so daß ich die sanfte Aeolsharfe und noch weniger das leise Flüstern und Selbstgespräch vernehmen könnte. Inzwischen naht sich meine

Ritscha immer mehr der Stadt Nairobi, und das leise Flüstern der Steppe verklingt langsam. Da liegt die Stadt vor mir. Das Gold der Morgensonne verklärte sie. Wer sie noch nicht näher kennt, bewundert die schöne Stadt! — Doch mir gefällt sie nicht. Gewiß, Nairobi ist ein schönes, herrliches Gebilde von Menschenhänden aus allen Nationen, vor kaum 30 Jahren hingebaut in eine wilde ebene Steppe, wo nichts war als schwarze, verschiedene Negerstämme und überaus großer Wildreichtum.

Die Indier aus allen Kasten, vom vornehmsten Indierfürsten bis zur niedersten Kaste, sind am meisten vertreten, und aus dem Häusermeer leuchten überall die schlanken, runden Moscheetürme hervor.

Im vornehmen Billenviertel sind die feinen Häuser der Weißen und großartige Geschäftslokale, gerade wie in Europa eingerichtet.

Alle Religionssekten sind in Nairobi vertreten. Aber das ist gewiß, daß unsere christkatholischen Neger von allen als die besten anerkannt werden. Neben der katholischen Mission St. Peter Claver steht unmittelbar daneben rechts das Bethaus, Singhalle der Heilsarmee, links eine neue, schöne indische Moschee und unweit davon eine zweite, und so geht es weiter.

Es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß fast allen Gold, Geld, Genuß die meist vergötterte Gottheit ist. O gewiß, es gibt auch gute, tief gläubige Menschen da; es gibt edle Menschenseelen, und zwar in allen diesen verschiedenen Religionen zu finden. Aber auch die Sünde wohnt in dieser Stadt! — Auch die früher, zwar so wilde, aber doch schuldlose Steppe jammert darüber — die Sünde begegnet einem, zwar dicht verschleiert im seidenen Gewande des Islam, auf allen Wegen. Sie wissen es eben nicht besser, diese armen Menschen. Auch die Steppe ist traurig über dieses häßliche Bild; ein Trost für sie sind viele schöne Steppenblumen, die neben all dem Unrat auf der Landstraße blühen, unschuldige schwarze Negerkinder, reinlich und sittsam gekleidete junge Mädchen, welche im St.-Theresia-Klösterlein erzogen und unterrichtet werden und den Weg durch diese Steppe so oft in die Pfarrkirche nach Nairobi machen und stramme hochgewachsene Negerjünglinge in der St.-Petrus-Claver-Mission. Damit tröstete ich auch die jammernde Steppe.

Wundere Dich nicht, lieber Leser, ich bin ein glücklicher Optimist. Die Nachtseite bringt mir erst die ganze Schönheit des Tages zum Bewußtsein, wie eben der dunkle Schatten das Gemälde erst schön und klar macht.

Der rastlose Morgenwind schwieg. Ich kehrte wieder heim; es war fast Mittag geworden. Meine Seele war voll Lichtpunkten; nein, nein, die Steppe konnte mich nicht traurig

stimmen, es gab ja noch so viele strahlende Sterne in der christlichen Negermission, mitten in diesem modernen und indischen Heidentum, und wie viele der armen schwarzen Heiden werden sich in Zukunft noch bekehren! Das walte Gott!

Zum Schluß sang ich der lieben Steppe noch ein Lied aus goldener Jugendzeit:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh',
Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu?
Ach, bietet die Welt keine Freistatt mir an,
Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann?
Nein, nein, nein, nein, hier ist sie nicht:
Die Heimat der Seele ist droben im Licht!“

3

Aus der heidnischen Kriegszeit

Von Schw. M. Amata, Maria Trost

Matigane gehörte dem Amatewa-Stamm an. Einst sandte Chaka sein Heer, diesen Matigane einzufangen. Einige Verwandte unseres jetzigen Vaters Alois gehörten auch zu diesem Heere. Unglücklicherweise konnten sie Matigane nicht in ihre Hände bekommen. Sie zogen ihm tausend Meilen nach bis zum Umzimonba-Fluß. Matigane war nach dem Pondo-Land geflohen und hatte dort, wo jetzt Kokstadt liegt, seinen Sitz aufgeschlagen.

Chaka konnte es aber seinen Leuten nicht verzeihen, daß sie Matigane nicht gefangen nahmen. Er plante nun, ein großes Heer bis zum Delagoe-Bay zu schicken. Die Krieger aber, welche sich von den vorigen Strapazen noch nicht erholt hatten und nun sofort wieder in den Kampf ziehen sollten, wurden sehr unzufrieden. Drei leibliche Brüder von Chaka waren Generäle und machten nun heimlich einen andern Plan, wobei ihnen der erste Diener Chakas, der sehr mutig war, gute Dienste leistete.

Sie beratschlagten, wie sie Chaka am leichtesten aus dem Wege schaffen könnten, verließen mit den andern Truppen das Zululand in der Absicht, bald wieder zurückzukehren, um Chaka zu töten. In der Tat kamen die beiden Generäle nach einigen Tagen wieder zurück und gaben vor, an der Ruhr erkrankt zu sein. Ihrem jüngsten Bruder gaben sie die Aufsicht über das ganze Heer und hießen dasselbe weiterziehen.

Als nun die beiden Brüder zurückkamen, war Chaka im ersten Moment sehr aufgeregt; als er jedoch sah, daß beide sich so krank vorgaben und ganz niedergeschlagen sich von ihm entfernten, hatte er jedoch Mitleid und glaubte ihnen. Er befahl sogar seinem ersten Diener, die beiden Kranken gut zu ver-